

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1899)
Heft: 1

Rubrik: Kleine Mitteilungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kleine Mitteilungen.

Fünfundsiebzig Jahre deutscher Kultur. Unter dieser Aufschrift veröffentlicht unser korrespond. Mitglied, Herr Dr. W. Rotermund in Saõ Leopoldo einen Rückblick auf die Anfänge der deutschen Kolonisation in Rio Grande do Sul, den wir als Ergänzung der Arbeit von Herrn Schwegler gern hier abdrucken.

„Was bedeuten 75 Jahre im Leben eines Landes, eines Volkes?! Oft gehen sie fast spurlos vorüber; Leben und Einrichtungen bleiben dieselben. Deutschland blickt auf die Arbeit und die Entwicklung von mehr als tausend Jahren zurück. Langsam fürwahr rückte der Fortschritt weiter, mühsam wurde jede neue Stufe erkämpft, errungen.

Vor 75 Jahren sandte Deutschland einen kleinen unscheinbaren Zweig seines mächtigen Baumes übers Meer hier in dies ferne, fremde Land. Wie rasch und kräftig hat sich dieses Reis entwickelt! Und welche gewaltigen Veränderungen hat es hier im Lande hervorgerufen!

Die etwa 12 Familien, welche im Juli 1824 ins Land kamen, haben durch Nachwanderung und Nachkommenschaft sich jetzt auf etwa 180,000 Seelen im hiesigen Staate gemehrt. Der Deutsch-Brasilianer ist der wichtigste Faktor im wirtschaftlichen Leben geworden, und man beginnt ihn auch im politischen Leben zu beachten.

Was war Rio Grande vor 75 Jahren? Ein Land für Hirten. Die weite Campanha und die Campes da Cima da Serra wurden spärlich bewohnt; grosse Viehherden, der Reichtum ihrer Besitzer, weideten dort; gepflanzt wurde wenig. So war der Handel und der Verkehr gering, der Fortschritt stockte in der schweigenden Ebene. Die Serra, die Urwaldsregion, war den Bugres und den wilden Tieren überlassen. Die Flüsse stockten infolge der vielen Hindernisse, traten aus, bildeten Pfützen, Moräste, Sümpfe. Und wo sie damals ihren Pesthauch emporsandten, weidet jetzt auf grünen, frischen Wiesen das zahme Hausvieh, da spielen blondlockige, blauäugige Kinder. Wo der Schrei des Bugre, das Gebrüll der Affen, der Schlag des Araponga, das Geschrei der Papageien, das dumpfe Geheul des Tigers die Stille des Walddunkels unterbrach, da tönt im Lichte der Sonnenstrahlen das fröhliche Gespräch der fleissigen Arbeiter, da klingt Sense, Karst und Axt, da wiehern die Pferde, es brüllen die Kühe, es blöcken die Schafe, es schnattern die Gänse, es grunzen die Schweine, und überall laden stattliche Dächer den müden Kolonisten wie den staubigen Wanderer zur Rast und Erquickung ein. Auf den langen Wegen, welche sich den murmelnden Bach hinaufziehen, ist es belebt von festlich gekleideten Reitern und Reiterinnen, von schwerbeladenen Wagen, von langen Ketten der Tropas, welche den Verkehr vermitteln. Auf den wasserreichen Flüssen keuchen die Dampfer auf und ab und können kaum alle Säcke, Kisten, Fässer, Bleche und sonstigen Frachten fortschaffen. Ueber die weiten Strecken der Campanha sind schon mehrere Bahngeleise gezogen, und die fauchende Lokomotive scheucht die Strausse hinweg. Im Hafen von Porto Alegre legt sich Dampfer an Dampfer, Frachtschiff an Frachtschiff. Tausende von Säcken türmen sich auf, ein Fass rollt nach dem andern auf den Kai, endlose Reihen von Schmalzblechen werden hingestellt. — Und das

alles, alles — Früchte der deutschen Kolonisation. Porto Alegre, damals ein Landstädtchen, — jetzt 100,000 Einwohner, S. Leopoldo damals ein Sumpf, mit Taquara bestanden, — jetzt 8000 Einwohner. Wo waren vor jener Zeit Neu-Hamburg, Taquara, S. Sebastião, Montenegro, Santa Cruz, Germania und andere blühende Villas? Wenn Rio Grande do Sul jetzt finanziell sich gehoben hat, so dass es sogar an seine politische Unabhängigkeit denken kann; wenn hier mehr als in jedem andern Staat des grossen Brasiliens Ruhe und Fortschritt obwaltet, so sind das alles Früchte der 75jährigen deutschen Kulturarbeit.

Nur 75 Jahre! Und wie hat sich die Oberfläche des Landes, wie haben sich die Lebensbedingungen, sogar die Sitten und Anschauungen des Volkes geändert! Nur 75 Jahre, und wo früher Wildnis war, da rauchen schon die hohen Schloten der Industrie. Ueberall arbeitsame Menschen, welche mit kräftigen Armen das matte Gespenst fauler Bedürfnislosigkeit aus dem Lande gejagt haben, die mit klarem Blick und warmem Herzen Geschmacklosigkeit und Unnatur verscheuchen, die voll Lebenslust frohe Feste zu feiern wissen und auch des Einsamen und Notleidenden nicht vergessen. Jeden Morgen eilen auf allen Urwaldwegen fröhliche Kinder zur Schule, jeden Sonntag rufen Glockenklänge die dankbaren Menschen zum Hause Gottes, wo die deutschen Gesänge voll Andacht und Inbrunst erschallen.

Nur 75 Jahre! — Mancher wird ungeduldig, weil es ihm zu langsam vorwärts geht. Wir verkennen nicht, dass viele Hindernisse den Strom des frischen Lebens hemmen. Wir, die wir bei der Entwicklung nicht auf uns selbst angewiesen sind, sondern Kraft, Geist und Vorbild von unserm Mutterlande haben, das an der Spitze des Fortschritts steht, wir werden uns täglich bewusst, wieviel unserm privaten und öffentlichen Leben, unserer Wirtschafts-, wie Munizipal- und Staatsordnung, wieviel unseren Schulen und unserer Kirche noch fehlt. Aber sollten wir verdriesslich und gar mutlos werden, so wollen wir 75 Jahre zurückdenken, so wollen wir uns von unseren ältesten Pionieren sagen und klagen lassen, wie traurig es früher hier ausgesehen hat, und dann wollen wir mit frohem Dank, mit freudigem Stolz betrachten, was in der kurzen Spanne Zeit erreicht ist.

Die deutsche Kolonie braucht sich ihres ärmlichen Anfangs nicht zu schämen. Um so mehr Ehre für sie! Es wäre schön, wenn aller Orten eine frohe Gedenkfeier der Zeit stattfände, welche jetzt dreiviertel Jahrhundert hinter uns liegt, wenn wir junges Geschlecht mit pietätsvollem Dank der Alten gedächten, welche uns die ersten Bahnen gemacht haben, auf denen für uns Enkel viel Segen fliesst.

Wir haben schon angedeutet, wo das Geheimnis unserer Kraft liegt. Es ist ein Unsinn, immer wieder von der „jungen“ brasilianischen Nation zu reden und damit entschuldigen zu wollen, dass es in manchen Stücken so sehr hapert. Alle, welche die brasilianische Nation bilden, kommen aus einem Kulturlande; fremde Kultur haben wir hierher getragen, die Arbeiten und Errungenschaften überseeischer Völker haben wir uns zu Nutz gemacht, wir stehen betreffs unserer Kultur nicht auf jungfräulichem Boden, sondern auf einem Felde, das schon seit tausend Jahren bebaut wurde, auf dem mancher Schweisstropfen und manches Blut geflossen ist. Und wir Deutschen dürfen uns freuen, dass wir ein reiches Erbe von drüben mit bekommen haben und

dass jeder Dampfer, jede Post uns neue Schätze bringt. Neue Ideen und neue Ideale schweben dem Geiste vor, neue Entdeckungen und Erfindungen zeigen neue Arbeitsgebiete und Arbeitsmethoden; die stillen Studien der Gelehrten in Deutschland, die hochherzigen Liebesopfer, die im Konkurrenzkampf erprobten Wege — das alles findet seinen Weg übers Meer zu uns; und so lange diese hohen Güter unseres Mutterlandes einen offenen Kanal bei uns finden, dass sie bis in die fernste Urwaldspikade hineingeleitet werden, haben wir an ihnen starke Impulse und hilfreiche Mittel zum Fortschritt.

Aber die Früchte, die aus der Herkunft und der fortlaufenden Verbindung der Eingewanderten und deren Nachkommen mit Deutschland erwachsen, die bringt doch die Sonne Brasiliens zur Reife. Hier in diesem gesegneten Lande, in dieser milden Luft des Himmels und in dem Hauch der Freiheit dürfen wir das rasche Wachstum dieser Früchte sehen. Wo auf Gottes weiter Welt trägt der Fleiss so schnell die schönen Früchte! Die Leser alle sollen gebeten sein, sich ihr Besitztum anzusehen und sich zu fragen, ob sie bei gleichem Fleiss auch in Deutschland in so kurzer Zeit so weit gekommen wären! Wir haben sie lieb, unsere Heimat, unser Rio Grande, das uns auch noch so manchen frischen Strauss aus der eignen Landesgeschichte reicht. Sind wir des Segens froh, der in unserer deutschen Herkunft liegt, so sind wir zugleich stolz darauf, Rio Grandenser zu heissen.

Mit solchen Gedanken geht die deutsche Kolonie in die Zukunft. Die Wurzeln ihrer Kraft liegen noch zum guten Teil in Deutschland, aber dieser Baum beschattet ein Land, in welchem sichs fröhlich arbeiten lässt und dem unser Arm, wie unser Herz gehört.

Einen Glückwunsch der deutschen Kolonie zu diesen Gedächtnistagen ihres 75jährigen Bestehens; zugleich auch ein lautes Viva, das durch Stadt und Land ein tausendfaches Echo finden möge!“

Expeditionen zur Rettung Andrées. Der „Voss. Ztg.“ schreibt man unterm 11. Juli aus Stockholm: Heute sind gerade zwei Jahre verflossen, seit Andrée von Spitzbergen aus seine Nordpolreise im Luftballon antrat. Für eine Expedition, deren Luftfahrt höchstens zwei Wochen dauern konnte, wonach es dann das Bestreben der drei Teilnehmer war und sein musste, ausschliesslich an den Rückzug zu denken, ist die inzwischen vergangene Spanne Zeit bedeutend und geeignet, ernste Befürchtungen hervorzurufen. Mit Rücksicht auf diese lange Zeit kann es keinem Zweifel unterliegen, dass es den Luftschiffern, sofern sie lebend aus dem Ballon gekommen sind, nicht möglich ist, ohne fremde Hilfe heimzukommen. Man braucht hierbei noch gar nicht anzunehmen, dass der Ballon nach besonders entlegenen Gebieten getrieben worden ist. Die Luftschiffer können durch Verletzung beim Landen verhindert sein, grosse Strecken zurückzulegen. Von dem Schiff, das vorigen Sommer die Wellmannsche Expedition nach Franz Josefs-Land brachte, wissen wir, dass an der Südküste, insbesondere bei der Jacksonschen Station, keine Spur der Vermissten entdeckt worden ist. Dies schliesst aber keineswegs aus, dass Andrée und seine Gefährten auf irgend einer anderen Stelle von Franz Josefs-Land angetroffen werden können, in welcher Beziehung event. in diesem Spätsommer oder Herbst Aufschlüsse zu erwarten wären. Um diese Zeit nämlich wollte Wellmann, der im nördlichen Franz Josefs-Land überwinterte, um gleich

nach Beendigung der Polarnacht die Schlittenreise zum Nordpol anzutreten, wieder an der Südküste sein, wohin dieser Tage das norwegische Robbenfangschiff „Capella“ abgegangen ist, um Wellmann abzuholen. Ausserdem werden verschiedene Gebiete von Franz Josefs-Land auch von der Nordpol-Expedition des Herzogs der Abruzzen berührt. In Grönland wirken in diesem Sommer eine ganze Reihe Expeditionen. Peary und Swerdrup sind zur Nordwestküste gefahren, von wo aus Ersterer den Nordpol zu erreichen gedenkt, während Swerdrup mit seinem „Fram“ versuchen dürfte, sich an der Nordküste von Grönland zur Ostküste durchzuarbeiten. An der nördlichsten Ostküste will die schwedische Expedition, die unter Professor Nathorsts Leitung abgegangen ist, Nachforschungen nach Andrée anstellen, und weiter südlich an der Ostküste wirkt eine dänische Expedition unter Führung des Marineleutenants Amdrup. Die Rückkehr der beiden letztgenannten Expeditionen ist im Herbst zu erwarten, sofern nicht etwa die Eisverhältnisse an der grönländischen Ostküste dies vereiteln. Da so häufig Zweifel darüber auftauchen, ob es Andrée und seinen Gefährten möglich ist, ihren Unterhalt zu schaffen, zählte jüngst eine schwedische Zeitung auf, über welche Mittel die Expedition in dieser Beziehung verfügte. Der im Ballon selbst mitgeführte Proviant reichte für $3\frac{1}{2}$ Monate. Für die Wanderung auf dem Eise hatten die Luftschiffer drei Schlitten, ferner ein zusammenlegbares Boot von 4 m Länge und $1\frac{1}{2}$ m Breite, das, nur 40 kg wiegend, im Stande war, neun Mann zu tragen. Zum Schutz gegen Unwetter besass man ein Zelt aus Ballonseide, das nur 5,3 kg wiegt. Zur Herrichtung des Winterquartiers konnte der Ballon benutzt werden, im Falle die Ueberwinterung an der Landungsstelle geschehen konnte. Ferner verfügte die Expedition über vier Gewehre und reichliche Munition und an Robben und Bären wird kein Mangel gewesen sein.

Die **belgische Südpolar-Expedition** ist zurückgekehrt, ein Mitglied derselben passierte kürzlich Rio de Janeiro. Die Expedition verliess an Bord der „Belgica“ am 14. Januar 1898 die St. John-Bucht auf der Staateninsel (östlich von Feuerland). Am 23. Januar ging die „Belgica“ nach dem Hughes-Golf (Palmer Land) weiter; dabei wurde eine Meerenge entdeckt, die eine unbekannte Inselgruppe von dem östlich gelegenen Land trennt. Dieses Land wurde Danks-Land genannt. Magnetische, botanische und geologische Untersuchungen wurden vorgenommen und durch photographische Aufnahmen ergänzt. Am 13. Februar steuerte die „Belgica“ in der Richtung auf Alexander I.-Land zu, den Saum des Packeises nach Westen erkundend. Am 10. März wurde das Schiff unter 71 Grad 34 Minuten südlicher Breite und 89 Grad 10 Minuten westlicher Länge im Eis eingeschlossen. Vom 15. Mai bis 21. Juli war die Sonne unterm Horizont. Der Teilnehmer an der Expedition Danco starb am 5. Juni; er wurde in einem Eisgrab bestattet. Seine Ueberwinterungsstelle verliess das Schiff am 14. Februar 1899, wurde indessen unter 103 Grad westlicher Länge abermals vom Eis eingeschlossen und konnte erst am 14. März die offene See gewinnen. Die Expedition machte gute magnetische und meteorologische Beobachtungen und brachte Sammlungen der Meeres- und Meeresgrundfauna zu Stande.

Heinrich Kiepert, einer der bedeutendsten Schüler des genialen Geographen Heinrich Ritter, ist hochbetagt am 19. April in Berlin gestorben,

wo er am 31. Juli 1818 geboren worden war. Seine Schulzeit und seine Universitätsjahre verlebte er in der Vaterstadt. Neben der Geographie studierte er namentlich die alte Geschichte; auch erwarb er sich bedeutende linguistische und ethnographische Kenntnisse. Noch unter Ritters Mitwirkung erschien 1840—1846 in 24 Blättern sein „Atlas von Hellas und den hellenischen Kolonien“, welche vorzügliche, für die Altertumsforschung äusserst wertvolle Leistung sofort seinen wissenschaftlichen Ruf begründete. Es folgten 1843 fünf Karten zu Robinsons Palästina und drei Jahre später der achtblättrige Bibelatlas. Kiepert wandte seine Hauptaufmerksamkeit Vorderasien zu, soweit es einst der Schauplatz der Weltgeschichte gewesen ist. Seine „Karte von Kleinasien in sechs Blättern, die um die Mitte der 40er Jahre erschien, fand als wahrhaft klassische Leistung die allerhöchste Anerkennung von Seiten aller hier kompetenten Gelehrten. Aber Kiepert wollte nicht auf diesen Lorbeeren ausruhen. Nachdem er einen Teil des westlichen Kleinasien 1841—42 zum ersten Male bereist hatte, durchforschte er später auf drei Reisen 1870, 1886 und 1888 Palästina, Karien und Mysien auf eigene Kosten. Die Frucht seiner eigenen Reisen und der noch zum grössten Teil unveröffentlichten Routenaufnahmen anderer Forscher waren die Nouvelle carte générale des provinces asiatiques de l'Empire Ottoman (1884) und die Spezialkarte vom westlichen Kleinasien (1890—1892), sowie endlich die Carte générale de l'Empire Ottoman (1892). So hat sich denn Kiepert um die Kartographie Kleasiens geradezu unschätzbare Verdienste erworben. Ausserordentlich weite Verbreitung haben auch Kiepersts „Handatlas der Erde“ und sein „Atlas antiquus“ gefunden. Im Herbst 1845 übernahm er die technische Leitung des geographischen Instituts zu Weimar, kehrte aber Ende 1852 nach Berlin zurück, wurde 1853 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, hielt Vorlesungen an der Universität und erlangte an dieser 1859 eine ausserordentliche und 1874 eine ordentliche Professur. Ausser Abhandlungen, die in den Monatsberichten der Akademie erschienen, verfasste er ein „Lehrbuch der alten Geographie“ und einen Leitfaden der alten Geographie“. Sein Sohn, Dr. Richard Kiepert, ist zur Zeit Leiter des geographischen Instituts von Vohsen in Berlin.

Theodor Müller. Aus Tete am Zambesi (Südostafrika) ist die betäubende Nachricht eingetroffen, dass daselbst zu Anfang dieses Jahres Herr Theodor Müller, ein junger, hoffnungsvoller Schweizer, einer hartnäckigen Krankheit zum Opfer gefallen sei. Müller, geboren und bürgerberechtigt in Wallenstadt (Kt. St. Gallen), woselbst sein Vater seit vielen Jahren die Stelle eines Bahnhofvorstandes bekleidet, hatte sich nach Absolvierung guter Schulen dem Kaufmannsstande zugewendet. Er war sodann in Bankgeschäften in St. Gallen, München, Manchester mit vorzüglichem Erfolg thätig. Von einem unwiderstehlichen Drange erfasst, den dunklen Erdteil zu sehen und kennen zu lernen, begab sich der junge Mann zu Anfang 1897 nach der Capstadt. Hier trat er zunächst in die Dienste eines Handelshauses; dieses ordnete ihn bald darauf im Vertrauen auf seine Energie und Tüchtigkeit auf einen nördlich gelegenen Posten (Salisbury) ab, von dem aus Müller einen regen Verkehr mit den Eingeborenen zu unterhalten hatte. Nun reifte in dem unternehmungsfrohen Schweizer der kühne Plan, Afrika von Süden nach Norden zu durchwandern. Auf eigene Rechnung und Gefahr rüstete er eine kleine Expedition aus. Mit zehn

schwarzen Begleitern und einigen Lasttieren brach er im Juni 1898 in Salisbury auf und verband sich sodann, nachdem er das Maschona-Land durchreist und in Tete glücklich angekommen war, mit der englischen Expedition des Majors Gibbons. Langsam rückte die Expedition den Zambesi hinauf, um die Mündung des Kafue zu erreichen. Bereits hatte man die Quebrabassa-Katarakte hinter sich, da erhielt Müller den Auftrag, nach Tete zurückzukehren, um einige Geschäfte für die Expedition abzuschliessen. Auf diesem Rückwege wurde er von einer heftigen Dysenterie befallen. Auf einer von Jesuiten geleiteten Missionsstation und hernach in Tete freundlich gepflegt, erholte sich Müller, und trotz eindringlichem Abmahnen von Seiten des Arztes entschloss er sich, der Expedition nachzureisen. Da stellte sich das Uebel von neuem ein. Beim portugiesischen Kommandanten in Cachomba fand der Erkrankte freundliche Aufnahme; dann begab er sich nach Tete zurück ins Hospital. Hier starb Müller am 11. Januar 1899; an demselben Tage wurde er durch Pater Hiller unter herzlicher Teilnahme sämtlicher dort ansässigen Weissen bestattet.

Der Kaffeebau in Brasilien. Einem Aufsatz der „Lavoura“ entnehmen wir folgende Ausführungen:

Die grossen Landgüter, wie sie heute noch eingerichtet sind, sind von vorneherein zu verwerfen. Unter den gegenwärtigen ökonomischen Verhältnissen soll die Fazenda nicht mehr sein, als eine Centralanlage, mit Hülfe deren der Produzent sowohl wie der Kommissionär aus dem Kaffee Nutzen ziehen können. Die Kultur des Kaffees in grossem Masstabe ist unzertrennlich von der Sklavenarbeit. Sobald man mit freien Arbeitern zu rechnen hat, muss die Kultur notwendigerweise in grösserem oder geringerem Masse auf die Kleinwirtschaft zurückgehen, wenigstens in Art einer solchen gehandhabt werden.

Wie die Weinrebe, verlangt auch der Kaffeestrauch genaueste Arbeit, die bei einem grossen Betrieb zu kostspielig ist. Alles beim Kaffeebau ist Handarbeit. Wahrscheinlich wird man noch Maschinen bauen, die die Anforderung an die Handarbeit bei der Bestellung des Bodens herabsetzen, aber diese ganz zu verdrängen, wird niemals möglich sein.

Und dabei sind die Bodenarbeiten noch nicht die genauesten bei der rationellen Kaffeekultur.

Von der grössten Wichtigkeit für die Gesundheit der Pflanze und den Ertrag zukünftiger Ernten sind die Arbeiten des Beschneidens und Pflückens; und gerade diese beiden Arbeiten vertragen sich nicht mit dem heutigen Verfahren der Kultur im Grossen.

Vom Beschneiden wollen wir hier nicht reden, da dieses nur selten angewandt wird. Aber die Erntearbeiten!

Wir haben verschiedenen Ernten in den Staaten Rio de Janeiro, São Paulo und Minas Geraes beigewohnt: man kann sich kaum einen Begriff machen, welch traurigen und peinlichen Eindruck eine solche Ernte macht, wenn man noch nicht durch die Gewohnheit abgestumpft ist.

Bei dieser Art, gewissermassen mit Dampf zu ernten, achtet man nicht im geringsten auf die Knospen für spätere Erträge. Bei der Ernte eines Jahres zerstört man diejenigen der folgenden zwei oder drei Jahre.

Das kommt daher, dass die Arbeiter nach der Zahl der abgelieferten Körbe bezahlt werden; so kommt es denselben nicht darauf an, die Pflanze zu schonen, die ja nicht ihnen gehört, sondern nur möglichst schnell zu pflücken und möglichst viele Blätter mit abzureissen, da diese die Körbe voll machen.

Wohl gibt es ein Reglement, das genau festsetzt, wie viele Blätter höchstens in jedem Korb sein dürfen, aber in diesem Reglement steht nichts von den abgebrochenen Zweigen, den abgerissenen Schösslingen, den vernichteten Knospen und der, wie durch einen Cyclon hervorgebrachten, Beschädigung der ganzen Pflanzung.

Nachher kann man dann die Pflanze düngen, chemisch oder nicht chemisch, es wird niemals gelingen, diese Zerstörung wieder auszugleichen.

Solange die Kaffeekultur an diesem Uebel leidet, so lange die Ernte durch bezahlte Arbeiter besorgt wird, bei denen das Reglement und ihr eigenes Interesse sich schroff gegenüberstehen, solange ist auch der Verwalter der Plantage, und mag er noch so gewissenhaft und peinlich sein, gezwungen, ein Auge zuzudrücken, um nicht plötzlich seine Arbeiter zu verlieren, die so schwer zu ersetzen sind. Und solange wird auch fernerhin grüne und reife Frucht durcheinander geerntet werden, zum grossen Schaden sowohl des Baumes wie auch der Qualität des gewonnenen Kaffees, die von Jahr zu Jahr geringer wird.

Solange Brasilien gewissermassen das Monopol für Kaffee hatte, waren diese Verhältnisse nur von geringem Einfluss auf die Einkünfte aus diesem Produkt; aber heute, wo wir den Kampf mit der halben Welt aufnehmen müssen, wo überdies die Arbeitskräfte minderwertiger geworden sind, liegt der Fall anders.

Bei der genauen Sorgfalt, die die Kaffeekultur erheischt, und bei den hohen Kosten der Handarbeit gibt es keinen Mittelweg. Entweder man muss die ganze Industrie, die so doch nur den Ruin und das Elend herbeiführen kann, kurzer Hand aufgeben, oder man muss die ganze Bewirtschaftung von Grund aus umgestalten.

Wenn die Plantagen an Kolonisten als Eigentum oder in Pacht auf längere Zeit überlassen würden, wobei sich die Grösse der Teile nach dem materiellen Vermögen des Kolonisten, das heisst nach der Zahl der Arbeitskräfte in seiner Familie richten müsste, so würde dieser nicht mehr mit den Hindernissen zu kämpfen haben, die dem Grossgrundbesitzer entgegenstehen.

Der Fazendeiro könnte sich dann ganz auf die Behandlung des Kaffees nach der Ernte beschränken, er könnte seine ganze Sorgfalt auf die Verbesserung der Qualität lenken und dürfte auch in Bezug auf die Auswahl bei der Ernte höhere Anforderungen stellen. Er würde auch grösseren Einfluss auf die Kultur selbst bekommen und leichter einen rationelleren und wissenschaftlicheren Betrieb einführen können, wenn er dem Kolonisten, der das Land als Eigentum erhält oder pachtet, entsprechende Verbesserungen zur Bedingung macht, als wenn er mit Verwaltern oder routinierten Lohnarbeitern zu rechnen gezwungen ist, deren Interessen stets mehr oder weniger den seinigen entgegengesetzt sind.

Man sehe sich doch die Kultur der Zuckerrübe in Frankreich an. Diese hat grosse Aehnlichkeit mit der Kaffeekultur, mehr noch mit der des Zuckerrohres: und wir können den Interessenten das Studium dieser Kultur nicht

genug empfehlen, das ihnen grosse Vorteile bringen wird, indem es ihnen die richtigen Wege weist.

Dort hat die Teilung und Spezialisierung der Arbeit in strengster Masse Anwendung gefunden, und ohne diese würde die Arbeit heute nicht so gewinnbringend und vollkommen organisiert sein.

Einer zieht den Samen, der andere pflanzt, ein Dritter fabriziert den Zucker; noch ein Anderer, mitunter der Fabrikant selbst, verwertet die Rückstände. Und bei so vielen Interessenten, bei einem solchen Heer von Arbeitern, überdies noch bei der Minderwertigkeit des Rohmaterials werden Preise und für jeden Einzelnen Gewinne erzielt, an die wir gar nicht denken dürfen.

Ausserdem kann man dort sehen, wie der Zuckerfabrikant die ganze Kultur nach seinen Absichten leiten kann, viel besser, als wenn er mit eigenen Leuten arbeitete, und ohne die Verzögerungen, die ihn bei der Arbeit mit solchen hindern würden. Land, Samen, Pflanzenveränderungen, Dünger, Alles hilft mit; alles ist mit der grössten Genauigkeit und Strenge geordnet, und doch sucht sich niemals irgend ein Bauer diesem System zu entziehen, dem er um so gutwilliger gehorcht, als es seine eigene Familie ist, die sein eigenes Land bebaut, und ihm so wirklich sein Grund und Boden am Herzen liegt.

Also nochmals: der Weg für den Grossgrundbesitzer, den Eigentümer grosser Kaffee- und selbst Zuckerrohrpflanzungen ist klar vorgezeichnet.

Die direkte Bewirtschaftung ist verderblich und lohnt die aufgewandte Mühe und Verantwortlichkeit nicht.

Wenn der Grossgrundbesitzer nicht von seiner grossen Fazenda lassen will und nicht begreift, dass sie gerade das hindernde Gewicht ist, das er mit sich herumschleppt, das seine Arbeit unnütz macht; wenn er die Ungeteiltheit seines Besitzes wahren will: so mag er sein Land vermieten, aber auf lange Zeit, und indem er dem Kolonisten die Hoffnung lässt, das Land einmal als Eigentum erwerben zu können, denn ohne solche Aussicht wird dieser sich nicht ordentlich anstrengen und niemals auf dem Platz Wurzel schlagen. Er soll aber die Bedingung machen, dass ihm allein die Verarbeitung der Ernte vorbehalten bleibt und dass alle Erträge in seine Fazenda, gleichsam in eine Zentralstelle, abgeliefert werden müssen.

So wird er, wenn er der eigentlichen Kulturarbeit überhoben ist, besser seine Rechnung dabei finden, während der Kolonist, der, ohne auf sofortige Bezahlung angewiesen zu sein, alle seine Zeit und Kräfte benutzen kann, ganz andere Resultate erzielen wird, als es dem Grossgrundbesitzer jemals möglich wäre.

Ueber den Reisbau in Japan hat Dr. Theophilo R. d'Almeida (aus Brasilien) folgende Schilderung gegeben:

Stundenweit fuhr ich auf meiner Reise nach Tokio durch grüne, wogende Felder, überall waren die Familien bei der Arbeit, die Gestalten schienen in einem grünen Meer zu schwimmen. Ich nahm die Gelegenheit wahr, mir die Art und Weise der Bearbeitung gründlich anzusehen, indem ich einen Besuch in einer Plantage nicht weit von der Stadt machte.

Es war in der Erntezeit, im Juli; die Atmosphäre war ziemlich kalt und feucht, aber ich bestand trotzdem auf meinem Wunsche, die Reisfelder zu durchwandern.

Wir zogen uns feste Holzschuhe an, mit Sohlen, die mehr als einen Palmo hoch waren und die, durch eine besondere Einrichtung, nicht im Schlamm stecken blieben, aber mich zu den schwierigsten Kunststücken zwangen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Die Halme, die ganz kurz am Boden abgeschnitten waren, lagen schon zum grossen Teil aufgestapelt in der Nähe des Hauses, mit Matten bedeckt, um sie gegen die schlechte Witterung zu schützen. Dort bleiben sie bis zum Herbst, um dann gedroschen und entkernt zu werden. Das Korn wird geschält, wie es ja auch in Brasilien gebräuchlich ist.

Der Reis wird nach den ersten Regenfällen in überschwemmtem und niedrigem Terrain gesät. Bevor er jedoch gesät wird, wird er in grossen Trögen einige Tage in Wasser aufgeweicht, bis er quillt. Dann werden die Körner mit Urin getränkt, um die Insekten abzuhalten. Nur die lange Praxis konnte auf solche Idee bringen!

In der Zwischenzeit wird das Land schon in allen Richtungen bearbeitet mit dem Pflug, der Egge oder irgend einem anderen zweckdienlichen Werkzeug, das, von Tieren gezogen, das Land aufwühlt und die Klumpen zerbricht, damit sie klein und eben werden. Diese Arbeit wird zum Schluss fast immer mit der Hand verrichtet.

Das Korn wird zuerst in ein besonderes Stück Land gesät, das, wie vorstehend beschrieben, zurechtgemacht ist. Dieses Land wird ungefähr einen Palmo hoch mit Wasser bedeckt. Sobald die Keime aus dem Wasser herausragen, wird dieses abgelassen, und die Pflanzen werden in anderes, ebenso sorgfältig vorbereitetes Land umgesetzt, wo sie dann wachsen und Frucht bringen. Hier werden sie in regelmässig geordneten Gruppen von 8—10 Stück gepflanzt, sodass die einzelnen Stöcke höchstens einen Palmo von einander entfernt stehen. Dieses Land bleibt bis zur Ernte immer unter Wasser, und die Zwischenräume zwischen den Pflanzen werden rein gehalten, wobei auch mitunter ungelöschter Kalk gebraucht wird, um Insekten und dem Wachstum des Kornes schädliche Pflanzen zu vertilgen.

Das für das gute Gedeihen der Pflanzung notwendige Wasser kommt aus Reservoirs, die künstlich angelegt werden, wenn es in der Nähe keine natürlichen gibt, und die durch den Regen gespeist werden. Durch kleine Rinnen läuft das Wasser in die Pflanzungen, die alle in verschiedener Höhe liegen, so dass die oberen Teile das überschüssige Wasser an die unteren abgeben.

An den Flussufern, wo diese eben sind, wird das für die Reisfelder nötige Wasser auf eine ähnliche Art geleitet, wie es in Aegypten in den Getreidefeldern am Nil üblich ist. Plumpe Räder von allen möglichen Formen, durch Vieh, Wind, Strom oder durch Menschen getrieben, bringen das Wasser überall hin bis zu den entferntesten Teilen der Pflanzung.

Die Reisfelder haben eine Länge von 100 Meter und werden durch Wege von 2 Meter Breite getrennt. Diese Felder sind indessen in andere kleinere abgeteilt, die gewöhnlich 10 Meter im Quadrat messen und von einander 1 Meter entfernt sind, um die Bearbeitung, die Beaufsichtigung und Lüftung der Plantage zu erleichtern und nicht durch die langsame, aber

beständige Erneuerung des Wassers die Gesundheit der Pflanzen zu gefährden.

Soweit meine Beobachtungen, in denen natürlich noch manche Lücken sich vorfinden, die vielleicht durch Berufenere ausgefüllt werden dürften.

Die wirtschaftliche Zukunft der Philippinen. Eine wahre Flut von Plänen über die Zukunft der Philippinen ist in Amerika bereits entstanden und noch immer im Steigen begriffen, während doch die Vereinigten Staaten sich noch nicht einmal auf der Hauptinsel als herrschende Macht fühlen können. Es kann daher auch als übereilt erscheinen, von der Zukunft des von der Natur so verschwenderisch begabten Inselreiches zu sprechen; aber eine gewisse Berechtigung dafür liegt vor, wenn man die gegenwärtigen wirtschaftlichen Zustände zum Ausgangspunkte nimmt. Der französische Konsul in Manila Hr. de Bérard, hat an seine Regierung neulich einen Bericht über die wirtschaftliche, industrielle, kommerzielle und maritime Lage der Philippinen seit der amerikanischen Okkupation gerichtet, und es findet sich da manches, was mindestens in dieser Zusammenfassung noch nicht zu lesen war. An der Hand der Mitteilungen, die das Brüsseler „Mouvement Géographique“ über jenen Bericht veröffentlicht, wollen wir die sich daraus ergebende Anschauung über Gegenwart und Zukunft der Philippinen in wirtschaftlicher Beziehung den Hauptzügen nach wiedergeben.

Zunächst einiges über die *Landwirtschaft* auf den Philippinen. Als besonders charakteristisch für sie und für die früheren Besitzer der Inseln ist hervorzuheben, dass die Art der Bodenbestellung seit den drei Jahrhunderten der spanischen Herrschaft auch nicht den kleinsten Fortschritt zu verzeichnen hat. Die Mehrzahl der Eingeborenen betreibt den Feldebau fast noch genau so, wie es ihre Voreltern thaten, als die Spanier im 16. Jahrhundert von dem Lande Besitz ergriffen. So lange die Eingeborenen Herren ihrer Heimat waren, hatte diese Art der Landwirtschaft etwas durchaus natürliches, da die Menschen dort sehr genügsam in ihrer Ernährung sind und keine Veranlassung hatten, dem Erdboden mehr abzuverlangen, als sie für sich brauchten. Dass es aber seither nicht anders geworden ist, beweist die Unfähigkeit der Spanier, eine wirtschaftliche Kolonialpolitik einzuleiten oder ganz durchzuführen. Was Wunder, dass auch diejenigen unter den Filipinos, welche sich zu einem beträchtlichen Grundbesitz emporgearbeitet haben und über nicht geringe Erwerbsmittel verfügen, ebenfalls jede Vervollkommnung der Landwirtschaft durch die Einführung moderner Geräte oder moderner Praxis ablehnen. Von ihren spanischen Gebietern haben sie nichts Besseres zu sehen bekommen und haben an ihnen auch keine eigentlichen wirtschaftlichen Nebenbuhler erhalten, so dass sie, angesichts des völligen Mangels einer Konkurrenz, dabei blieben, mit ihren gewöhnlichen, angestammten Methoden aus ihrem Bodenbesitz so viel herauszuziehen, als die Natur ohne grosse Bemühung der Menschen herzugeben Willens war.

Das wäre wohl anders geworden, wenn europäische Kolonisten sich dort angesiedelt und ihr eigenes System der Bodenausbeutung mitgebracht hätten; aber die Spanier haben niemals ernstlich daran gedacht, eine Kolonisation von Europa her auf den Philippinen zu begünstigen. Die einzigen Europäer, die sich hie und da auch mit Landwirtschaft abgaben, waren die

religiösen Orden, deren Mitglieder aus Bequemlichkeit dieselben primitiven Methoden der Bodenbestellung annahmen, mit denen sich die Eingeborenen behelfen, zumal sie sich selbstverständlich im weitesten Masstabe deren Arbeitskraft zu Nutze machten. Welche Aenderungen werden nun unter amerikanischer Herrschaft zu erwarten sein, falls diese wirklich in genügendem Masse zur Geltung kommt?

Mit den amerikanischen Freiwilligen-Regimentern trafen zahlreiche Industrielle, Geschäftsleute und Händler auf den Philippinen ein, theils mit der Aufgabe, die Mittel zur vorteilhaften Anlage von Kapitalien für die Rechnung amerikanischer Unternehmer zu studieren, theils mit der Absicht, für sich selbst ein Auskommen zu finden. Alle waren ebenso überrascht von dem natürlichen Reichtum der verschiedenen Inselprovinzen, wie von der bisherigen Vernachlässigung der Bodenausnützung, die den zukünftigen Herren der Inseln alles übrig gelassen zu haben schien. Sie machten sich nun sofort daran, mehr oder weniger umfangreiche Projekte für den Augenblick bereit zu legen, wo die Besitzergreifung der Philippinen zur vollendeten Thatsache geworden sein würde. Die Landwirtschaft hat in erster Linie die Aufmerksamkeit vieler Amerikaner auf sich gelenkt, denn hier scheint ein bedeutender Erfolg sicher zu sein, wenn sogar die bisherigen Besitzer mit der mangelhaften Bodenbestellung beträchtlichen Gewinn zu erzielen vermochten. Fragt sich nur, auf was für Ruinen sich die neue Herrschaft gründen wird, wenn einmal die Feindseligkeiten zu einem gänzlichen Stillstand gekommen sein werden. Alle Dörfer der Provinz Manila sind nacheinander in Flammen aufgegangen, und auch in den übrigen Theilen der Hauptinsel beschäftigen sich die Eingeborenen mit der Bestellung und Ernte von Feldfrüchten nur noch insoweit, als es zu ihrer eigenen Ernährung unbedingt erforderlich ist. Ist auf diese Weise die Landwirtschaft von den Folgen der politischen Ereignisse schwer betroffen, so hat die *Industrie* eine gleiche, wenn nicht noch grössere Beeinträchtigung erfahren. Die Zuckerfabrikation, die hauptsächlich in den Händen der Filipinos und Mestizen lag, ist in allen Gebieten, auf die sich der Aufstand erstreckte, zu einem gänzlichen Stillstande gelangt. Viele Eigentümer von Zuckersiedereien haben die Fabrikation aus Mangel an den notwendigen Mitteln nicht fortsetzen können. Theils haben sie ihr Vermögen der nationalen Sache des Aufstandes gewidmet, theils ist ihr Geschäftsbetrieb dadurch gelähmt worden, dass sie bei den ausländischen Exporthäusern in Manila keinerlei Unterstützung mehr fanden. Die Anlage grosser Zuckerraffinerien im Innern der Hauptinsel, von der die Amerikaner seit einem halben Jahre reden und die die Zuckergewinnung des Landes von Grund aus umgestalten soll, liegt noch in weitem Felde. Von den übrigen Industrien des Landes lässt sich nichts sagen, was nicht einer Wiederholung dieser Thatsachen gleich käme. Die Bereitung des berühmten Manila-Hanfes, die seit den letzten Jahren von den Eingeborenen nur noch sehr lässig gehandhabt wurde, wird sicher bei den gegenwärtigen Verhältnissen keinen Aufschwung nehmen, und man darf daher der weiteren Entwertung dieses Produktes entgegensehen. Die Reisernte ist zum Glück für die Eingeborenen in diesem Jahre trotz Krieg und Aufstand ausgezeichnet geraten. Reis ist der Hauptbestandteil der Nahrung für die Eingeborenen, und ohne die günstige Ernte würden die Bewohner der Insel Luzon und die 10,000 bis 12,000 spanischen Gefangenen, die sich noch in ihrer Macht be-

finden, wenn möglich noch mehr unter den Kriegszuständen gelitten haben. Nichtsdestoweniger ist es leicht begreiflich, dass alle Fabriken, die mit der Enthüllung der Reiskörner beschäftigt sind und die sich in den verschiedenen Provinzen von Luzon und besonders im Norden von Manila befinden, ausserordentlich durch die Ereignisse des letzten Jahres geschädigt worden sind.

Besonders gierig sind die Amerikaner nach den Mineralschätzen der Inseln, und es liegt ihnen viel daran zu erfahren, ob die bereits ausgebeuteten Bergwerke nunmehr von den Eingeborenen vollständig liegen gelassen oder gar zerstört worden sind. Eine ganze Schar von Ingenieuren, die meist als Freiwillige herausgekommen sind, warten ebenfalls nur eine ruhigere Zeit ab, um das ganze Land auf die geeignetsten Bergbauplätze hin zu durchsuchen.

Von der *Ausführung öffentlicher Arbeiten* hat selbstverständlich unter dem Einfluss der 2 $\frac{1}{2}$ Jahre das Inselreich beherrschenden Revolution kaum die Rede sein können. Seit dem 19. August 1896 sind alle von der Regierung geplanten und bereits begonnenen Unternehmungen zum Stillstande gelangt, und dasselbe war bei den meisten Projekten der Fall, die von privater Seite ausgingen. Die öffentlichen Gebäude und grossen Geschäftshäuser sind in ihrem Zustande der Verlassenheit unter den Einflüssen des Klimas und infolge der zahlreichen Kämpfe zum grössten Teile zerstört und zu Ruinen geworden. Die Legung des Kabels zwischen Manila und Ilo-Ilo, dem Hauptorte der Insel Panay, ist das einzige Werk, das innerhalb der letzten zwei Jahre von der spanischen Regierung zum Nutzen der Kolonie ausgeführt wurde. Die Eisenbahn von Manila nach Dagupan hat unter den Ereignissen nicht zu leiden gehabt, sie befindet sich aber seit dem 5. Januar 1898 in den Händen der Insurgenten, die alle von ihr durchlaufenen Provinzen besetzt halten. Die Unternehmung öffentlicher Arbeiten reizt selbstverständlich die Amerikaner ebenfalls in hohem Masse. Die neuen Kunststrassen, die von Manila aus in das Land hineingehen werden, die Brücken, die Eisenbahnlinien u. s. w. stehen schon alle auf dem Papier und sollen sofort begonnen werden, sobald das Land ruhig ist. Es ist sogar schon ein sehr verführerisches Projekt in den Grundzügen ausgearbeitet, wonach die Hauptstadt der Philippinen an die Ufer des grossen Bay-Sees verlegt werden soll, während man den verbindenden Pasig-Fluss für Seeschiffe des grössten Tonnengehalts fahrbar machen will.

Ob von alledem etwas mit der Zeit wirklich werden wird, das steht vorläufig noch ganz dahin. Dass die Philippinen, die von den Spaniern so wenig ausgenutzt worden sind, einer neuen Aera entgegen gehen können, ist kaum zu bezweifeln. Gelingt den Amerikanern die Herstellung friedlicher Zustände, so werden sie sicher alle möglichen Mittel suchen und finden, um aus dem Boden der tausend Inseln dieses Archipels die Zinsen der ungeheuren Summen zu ziehen, die sie für die militärische Besetzung ausgegeben haben und noch ausgeben werden. Und wenn nur ein Teil aller amerikanischen Pläne zur Ausführung kommt, so werden die Philippinen zu einer Kolonie werden, deren Reichtum sich mit den blühendsten Tropenbesitzungen vergleichen kann, die je im Besitz einer grossen Kulturnation sich befunden haben.

„Allg. Schw. Ztg.“

Die Besteigung des Aconcagua in den Anden ist unter Leitung von E. A. Fitzgerald von drei Engländern, dem bewährten Führer M. Zurbrüggen

und fünf Trägern aus dem Berner Oberland unter fast unüberwindlichen Schwierigkeiten und viel Lebensgefahr ausgeführt worden. Einmal stürzten eine Anzahl mit Lebensmitteln beladene Maulesel in den grausigen Abgrund des hochangeschwellenen Gebirgsstromes hinab. Ein andermal litt besonders der mutige Zurbrüggen nach einer schrecklichen kalten Nacht im engen Zelt an den gefährlichsten Folgen der Erkältung, und nur der gewissenhaften Sorge und Umsicht des Leiters der Expedition war es zu danken, dass der ganz erschöpfte Führer wieder Leben und Gefühl in die Glieder bekam. Wunderbar war der Ausblick von einer Höhe von über 22,500 engl. Fuss hinab auf unzählige Bergriesen von mehr als Montblanc-Höhe, auf unabsehbare Schneefelder und die weiten Ebenen bis zum stillen Ocean. Verhältnismässig glücklich verlief der Abstieg nach Vacas, wobei täglich oft nahezu 50 engl. Meilen über Steingeröll zurückgelegt wurden.

Die Yalunka. Fern im Hinterland von Sierra Leone im Gebiet der Nigerquellen, wo die äussersten Grenzen der französischen und englischen Interessensphäre zusammenstossen, etwa 80 Stunden landeinwärts von Freetown, hat der Volksstamm der Yalunka heute seinen Wohnsitz. Bergketten und Hügelreihen durchziehen das Land und grosse Wälder bedecken seine Flächen, die von zahlreichen Bächen und Flüssen bewässert sind und an deren Ufern da und dort das Auge mit Wohlgefallen auf weiten Triften und Weidegründen ruht.

Die Yalunka sind ein sangeskundiges Volk. Das zeigt sich besonders am Abend, wenn sie nach des Tages Last und Hitze im blinkenden Mondschein oder um die flackernden Nachtfeuer in Gruppen zusammensitzen. Da lauschen sie mit Begeisterung ihren Meistersängern, wenn diese, begleitet von dem monotonen Saitenspiel eines einheimischen Instruments, einen ihrer Helden gesänge vortragen. Im Chor wird dann jedesmal die Endstrophe, die im Lobpreis des Helden ausklingt, von der Menge recitiert. Wenn man diesen ihren Bardengesängen Glauben schenken darf, so sind die Yalunka auch ein patriotisches, mannhaftes Volk, das stolz ist auf seine geschichtliche Vergangenheit, von der sie viel zu erzählen wissen, und die reich ist an heroischen Zügen und ruhmvollen Episoden.

Es ist schon lange her, und manches Geschlecht ist seitdem dahingesunken, so dass der Yalunka die Zeit nicht mehr zu bestimmen weiss, da entstand zwischen zwei Häuptlingen des damals mächtigen Susu-Volkes ein Wettkampf um den Vorrang in der Herrschaft. Jeder von ihnen beanspruchte die Führerrolle über seine Volksgenossen. Der Kampf endete mit der Niederlage des einen, und der unterliegende schwächere Teil sah sich genötigt, vor seinem Nebenbuhler das Feld zu räumen. Nach afrikanischem Brauch versammelte der Häuptling sein Volk um sich, man brach die Hütten ab und verliess mit Weibern und Kindern den alten Wohnsitz. Damit löste sich ein Zweig vom alten Stamm und die Yalunka bildeten fortan ein Volk für sich, das fern von den bisherigen Wohnsitzen im fruchtbaren Quellgebiet des Niger seine Heimat fand. Doch blieben sie auch hier nicht unbelästigt, und es gab viele Kämpfe um den heimischen Herd. Mehrmals hatten sie den Ansturm der von Norden her vordringenden Fulbe abzuwehren und wiederholt wurden sie vom Westen aus von dem Timba bedrängt. Diese fortgesetzten Kämpfe

um den eigenen Herd gaben ihnen reichlich Gelegenheit zu Thaten der Tapferkeit und des Heldenmuts, von denen man noch heute erzählt, und die ihre Nationalgesänge im Liede preisen. Allein es kam doch die Stunde, da sie ihre lange behauptete Selbständigkeit einbüssten und nach harter Wehr von dem berüchtigten Sklavenjäger Samadu oder Samory bezwungen wurden, der mit seinen wilden Horden, den sogenannten Sofa, im Jahr 1887 von Norden her in dieses Gebiet einfiel und alles verwüstete. (Dieser Mordbrenner ist 1898 von den Franzosen gefangen genommen und an die Küste deportiert worden.)

In jene Zeit fällt die Belagerung der Stadt Falaba, deren Kämpfe und Drangsale dem Volk der Yalunka unvergesslich bleiben werden. Der Mannesmut ihres Fürsten Sehwa aber und seiner beiden tapfern Söhne Fasina und Dinka, sowie des ersteren Schicksal am Schluss des Kriegsdrama erinnert lebhaft an die heroischen Kämpfe um die Mauern Trojas und an die Helden gestalten eines Priamos und Hektor. Zwölf Monate lang hielten die Bewohner Falabas tapfer stand. Die Not stieg aufs höchste, und immer dichter wurde die Stadt von den Sofa eingeschlossen. Die Nahrungsmittel und die Munition gingen auf die Neige. Man sah nur grausamen Tod oder unvermeidliche Sklaverei vor Augen. Aber mit Todesverachtung hielten die Belagerten aus und erwehrten sich mit Mühe der andringenden Feinde. Da beschlossen die Söhne des Häuptlings, Fasina und Dinka, ihrem bedrängten Volke von aussen her Hilfe zu schaffen. In einer finstern Nacht durchbrachen sie unter dem Schutze der Dunkelheit mit einer handvoll entschlossener Männer die Linien des Feindes, um bei benachbarten Stämmen Verstärkung zu holen. Aber sie blieben länger aus als ihnen lieb war und Falaba konnte sich nicht mehr halten. Der heldenmütige Häuptling Sehwa wollte aber nicht in die Hände seiner Feinde fallen. Er zog den Tod einer schimpflichen Sklaverei vor, versammelte seine Weiber und Kinder um sich, legte Feuer an seinen letzten Pulvervorrat und sprengte sich und seine ganze Familie samt dem Königshause in die Luft. Noch heute sieht man die rauchgeschwärtzten Ruinen der zertrümmerten Mauern der königlichen Residenz in Falaba aus der Erde hervorragen, das Volk aber wird nicht müde, den heldenmütigen Untergang seines Fürsten und seiner Familie zu erzählen und im Liede zu verherrlichen.

Uganda. Eine interessante Heimreise bewerkstelligte der englische Missionar Lloyd von Uganda auf derselben Route, die s. Z. Stanley von der Westküste aus eingeschlagen hatte. Um die 2000 engl. Meilen an die Westküste zurückzulegen, brauchte er die erstaunlich kurze Zeit von nur zwei Monaten, weil heute Flussdampfer, Eisenbahnen und eine lange Kette von Militärposten und Missionsstationen jene Gebiete dem Verkehr erschlossen haben.

Ende September verliess Lloyd Toro, östlich vom Semliki-Fluss, und erreichte nach fünftägigem Marsch die Grenze des Kongostaates. Nach weiteren vier Tagereisen kam er auf dem ersten belgischen Regierungsposten Mbeni an. Nach 12 Marschtagen durch den unermesslichen Urwald erreichte er in Mawambi den zweiten Militärposten, nach weiteren 8 Reisetagen durch die Wildnis die dritte Regierungsstation Awakubi. In einem Boot fuhr er nun in 11 Tagen den Aruwimi hinab nach Basoko am Kongo, von da brachte

ihn ein Flussdampfer in 13 Tagen nach Leopoldville, und dann die Eisenbahn in 2 Tagen nach Matadi an der Küste des atlantischen Oceans. Am 25. Dezember, nach 12 wöchentlicher Reise, traf er in London ein. Lloyd traf mehrmals mit Vertretern der Zwergvölker zusammen. Er schätzt dieselben in diesem Teile Afrikas auf 8—10,000 Seelen, die in raschem Aussterben begriffen seien. Seine 11 tägige Bootfahrt auf dem Aruwimi durch die grossartige Urwildnis führte ihn auch an Dorfschaften der als Menschenfresser berüchtigten Bangwa vorüber, die dem Missionar freundlich, aber mit stolzer Miene und grossem Selbstbewusstsein entgegenkamen.

Ein mohammedanischer Orden, der den Zweck verfolgt, eine unübersteigliche Schranke gegenüber der unsichgreifenden westlichen Civilisation und dem christlichen Einfluss aufzurichten, ist von dem 1791 geborenen Sanusi gegründet worden. Derselbe reiste nach seiner theologischen Ausbildung an der mohammedanischen Universität Al-Azhar in Kairo von Ort zu Ort, um von berühmten islamitischen Gottesgelehrten weitere Belehrung zu empfangen. Von 1835 bis 1843 hielt er sich in Mecca auf und begann Schüler und Anhänger um sich zu sammeln, die sich nach und nach zu einer religiösen Gemeinschaft unter seiner Leitung und unter dem Namen Tariga -i- Sanusi (der Weg des Sanusi) zusammenschlossen.

Der neue Orden verbreitete sich sehr rasch nach allen Seiten hin. In Aegypten, im Sudan, in Tunis, Algier, Tripolis und Senegambien finden sich Klöster desselben, deren Einfluss sich in ganz Nordafrika bis zum Tsad-See und Timbukta hin geltend macht. Im Jahre 1855 gründete Scheich Sanusi das Hauptkloster des Ordens auf der Oase Jaghub in der lybischen Wüste.

Unter demselben stehen nicht weniger als 120 Zweigklöster. In der mit dem Hauptkloster verbundenen theologischen Schule befinden sich 700 Zöglinge, die in der Orthodoxie des Islam unterrichtet und für die Propaganda desselben herangebildet werden. In Scharen ziehen sie Jahr für Jahr nach allen Teilen Nordafrikas, um die Lehren des Islam zu verkündigen.

Der Orden legt es darauf an, möglichst einflussreiche Persönlichkeiten für sich zu gewinnen und durch Jugenderziehung seinen Einfluss weithin geltend zu machen. Für seinen Zweck, den Islam zu seiner ursprünglichen starren Abgeschlossenheit zurückzuführen, erscheint ihm die Schule als das geeignete Mittel. Der Orden gleicht einer von einem einzigen selbstbewussten Willen in Bewegung gesetzten Maschine, und wird, da er nach und nach auch zu grossem Reichtum gelangt ist, nicht verfehlen, auf die afrikanischen Völkerschaften einen unheilvollen Einfluss auszuüben.

Ueber das **Schwarzwasserfieber**, diesem gefährlichen Feind der Weissen in Afrika, hat Prof. Koch auf Grund seiner Beobachtungen in den deutschen Schutzgebieten eine Studie veröffentlicht, in welcher er die Ansicht vertritt, dass dasselbe nicht, wie bisher angenommen wurde, eine Infectionskrankheit sei, sondern eine Vergiftungskrankheit, hervorgerufen durch starke Gaben Chinin. Er heisst die Krankheit geradezu Hämoglobinurie, d. h. Ausscheidung gelösten Blutfarbstoffes durch den Harn. Der Aufenthalt in Malariagegenden beeinflusst nach seiner Meinung den Körper dahin, dass die roten Blutkörperchen gegen das Chinin nicht mehr widerstandsfähig genug sind und von diesem zerstört werden.

Es ist zu hoffen, dass durch diese Warnung dem oft masslosen Gebrauch des Chinins ein heilsamer Dämpfer aufgesetzt werde. Aber *eine* Frage bleibt noch unbeantwortet: Welchen Grund hat das Schwarzwasserfieber bei den Negern, die nie Chinin geschluckt haben? Die Eingeborenen im Hinterland der Goldküste kennen nicht nur die Krankheit, sondern haben auch ein besonderes Wort dafür.

Es sei bei dieser Gelegenheit wieder auf die wohlthätige Wirkung des Hensel'schen Tonicums auf Leber und Milz hingewiesen. Durch dieses angenehme Getränk könnte ohne Zweifel manches Malariafieber verhütet oder doch in seinem Verlauf weniger bösartig gestaltet werden.

Der **Kongostaat** zählt 115 Stationen und 684 Beamte, von denen die meisten sich am oberen Kongo befinden. Die gesamte weisse Bevölkerung betrug Ende 1896 1474 Personen, worunter 882 Belgier, 125 Engländer, 91 Portugiesen, 87 Italiener, 71 Schweden, 61 Amerikaner, 40 Franzosen, 37 Holländer, 21 Deutsche und 20 Dänen. Der schwierige Eisenbahnbau, der im Transportwesen grosse Veränderungen hervorgerufen hat, ist glücklich vollendet. Am 16. März 1898 hat die erste Lokomotive den Stanley-Pool erreicht, und am folgenden Tage wurde der Verkehr für den Handel auf der ganzen Bahnstrecke Matadi-Leopoldville eröffnet.

Erfreulicherweise scheint die Regierung neuerdings ernstlich darauf bedacht zu sein, die schmachvolle Behandlung der Eingeborenen, von der früher öfter zu hören war, und die wiederholt zu Aufständen geführt hat, zu unterdrücken. Beamte und Händler, die sich Ungehörigkeiten erlauben, sollen jetzt zur Rechenschaft gezogen werden. Anerkennenswert ist auch eine Verordnung des Generalgouverneurs, der den Branntweinverkauf an Eingeborene gänzlich verbietet, und den Handel mit Spirituosen für die Weissen einschränkt, sowie Trunkenheit ausserhalb geschlossener Räume mit strengen Strafen belegt.

Die **chinesische Provinz Hunan**, in welcher der Fremdenhass die tiefsten Wurzeln geschlagen hat, ist immer noch ein fast unzugängliches Gebiet. Ein deutscher Reisender, Dr. Wolf, der von Hankau über Hunan nach Canton reisen wollte, wurde in Tschang-scha angehalten, und da er dem Beamten erklärte, auf Gefahr seines Lebens hin in die Stadt gehen zu wollen, wurde an den Vizekönig in Wu-tschang berichtet, von dort an den deutschen Konsul in Hankau und schliesslich kam die Sache vor den deutschen Gesandten in Peking. Von dort wurde der Vizekönig dahin unterrichtet, dass Dr. Wolf volles Recht habe, Tschang-scha zu betreten und dass die dortigen Beamten für seine Sicherheit verantwortlich seien. Wie halfen sich nun die schlaunen Chinesen? Nachdem Dr. Wolf vom 4. bis 19. März auf Erlaubnis gewartet hatte, wurde er an diesem Tage, nachmittags 4 Uhr, in einem geschlossenen Tragsessel in die Stadt hineingetragen, vom Präfekten in einer der Regierungshallen empfangen und innerhalb einer Stunde wieder hinausgetragen, so dass er weder sehen noch gesehen werden konnte.

Mehr Glück hatte bald nachher (März 1897) der englische Missionar Griffith John, der über den Tunting-See, den grössten Binnensee Chinas, fuhr, Tschang-scha besuchte und im Boot den Siang-Fluss aufwärts in südlicher Richtung nach Heng-tschau gelangte, wo ihm am folgenden Tage ein so „warmer“ Empfang bereitet wurde, dass er nur unter dem Schutz von zwei chinesischen

Kanonenbooten nach Siang-tan gelangen konnte. Nach Aussage des Mandarinens sollte der Besuch Dr. Wolf's das Volk in Aufregung versetzt haben, während die Soldaten, die scheinbar zu dessen Schutz geschickt worden waren, den Pöbel aufgereizt hatten!

Ueber Hunan schreibt G. John:

„Die Provinz Hunan ist ein Königreich für sich, und in Bezug auf ihren Lebensunterhalt vollständig unabhängig von der Aussenwelt. Sie nimmt ein Areal von 83000 englischen Quadratmeilen ein und hat eine Bevölkerung von nicht weniger als 20 Millionen. Sie ist eine der reichsten unter den achtzehn Provinzen, reich an Mineralien, an schiffbaren Gewässern und unübertroffen an Fruchtbarkeit des Bodens. Die Steinkohlen erstrecken sich über ein Gebiet von 21,000 Quadratmeilen, während die Ausdehnung der Steinkohlenlager in England auf nur 12,000 und die der grössten von ganz Europa auf 20,700 geschätzt wird. Das Areal der Steinkohlenlager von Gesamteuropa ist also etwas kleiner als das von Hunan. Neben den Steinkohlen findet sich auch Eisen im Ueberfluss und von bester Qualität. Auch ist Hunan sehr reich an Bauholz und Steinen. Bemerkenswert ist der Reichtum an schiffbaren Flüssen. Die vier Hauptströme ermöglichen den Verkehr mit nahezu allen bedeutenden Städten der Provinz. Besonders schön ist das Thal des Siangflusses. Bei der Provinzialhauptstadt Tschang-scha und weiter aufwärts ist dieser Fluss eine halbe Meile breit. Die Scenerie der Gegend, die wir passierten, war wundervoll. Der Anblick der Berge auf beiden Seiten des Siang war uns ein täglicher Genuss. Bei Heng-tschau ist der berühmte Berg Nanyoh, einer der fünf heiligen Berge Chinas mit 72 Bergspitzen, 10 Höhlen, 38 Quellen und 25 Bächen. Diese Bergkette gewährte auf der Fahrt einen prächtigen Anblick.“

Natürlich erkundigte sich John auch nach dem berüchtigten Tschu-Han, der vor einigen Jahren die infamen illustrierten Brandschriften gegen die Europäer herausgegeben hat, und erfuhr zu seinem Erstaunen, dass derselbe seine Verbindung mit der Partei der „Fremdenfresser“ aufgegeben, sein Vermögen für mildthätige Zwecke verwendet und nur ein Stück Feld im Wert von ca. 3000 Tälts behalten habe, gross genug, um sich und seine Familie zu ernähren!

Deutsch-Südwestafrika. Dieses Schutzgebiet, das sich von Kunene bis zum Oranje-Fluss in einer Länge von ca. 260 geograph. Meilen erstreckt, hat bei einem Flächeninhalt von ca. 835,100 m² nur eine Bevölkerung von etwa 200,000 Seelen. Die deutsche Herrschaft hat sich nach den langen Kämpfen mit dem Nama-Häuptling Hendrik Witbooi so befestigt, dass sie auch durch gelegentliche kleine Aufstände, die nicht ausbleiben werden, nicht mehr ernstlich bedroht ist. Bei einem im Frühjahr 1897 stattgehabten Aufruhr der Hottentotten von Gobabis im Osten des Schutzgebietes stand Witbooi, sowie die übrigen Nama und Herero der Regierung treu zur Seite. Bei aller Energie beweist der Landeshauptmann Major Leutwein eine weise Mässigung, die zur friedlichen Gestaltung der Verhältnisse wesentlich beiträgt. Zur Sicherung derselben und einer geordneten Verwaltung dient die Festlegung der einzelnen Stammesgrenzen, die die Regierung sich angelegen sein lässt, sowie die Einsetzung von anerkannten Oberhäuptlingen über grössere Landesteile.

Das Land wurde in den letzten Jahren von schweren Heimsuchungen betroffen. Dürre und Rinderpest, Lungenseuche und Heuschrecken haben in Verbindung mit dem Stocken des Verkehrs, der die Kosten von Frachtsendungen ins Unglaubliche steigerte, vielerorts namenloses Elend hervorgerufen.

Wichtige Kulturposten sind die unter den fünf Völkerschaften des Landes bestehenden Stationen der rheinischen Mission, die dort seit mehr als 50 Jahren in der Arbeit steht.

Auch in **Deutsch-Ostafrika** herrschen in den letzten Jahren friedliche und geordnete Zustände, die der kulturellen Entwicklung des Landes sehr zu statten kommen. Nicht nur ist das in den Küstenstrichen der Fall, sondern auch im Innern, wo nach Unterwerfung der räuberischen Wahehe und der Unterdrückung einer aufständischen Bewegung im Seengebiet die Lust der Eingebornen und ihrer Stammeshäupter, sich gegen die deutsche Herrschaft aufzulehnen, oder sich von Arabern zum Aufstand aufreizen zu lassen, sehr gesunken ist. Nachgerade erkennen auch die Eingebornen die Wohlthat einer geordneten Verwaltung, die sie vor Stammesfehden und Sklavenraub schützt und den friedlichen Bewohnern Recht schafft. In dem Bestreben, die wirtschaftliche Entwicklung des Schutzgebietes zu fördern, in der Rechtspflege, dem Sanitätswesen, der Arbeiterfrage, dem Wegbau etc. sind erfreuliche Fortschritte gemacht worden. Die Strasse von der Küste bis zum Kilimandscharo ist bis auf einzelne schwierige Stellen fahrbar. An derselben sind Rasthäuser errichtet; die Ortshäuptlinge haben die Schlüssel zu denselben und sind verpflichtet, sie in Ordnung zu halten. Leider ist der Bau der für die Entwicklung des Plantagengebietes und des Handels im Norden der Kolonie so wichtigen Usambara-Eisenbahn ins Stocken geraten, doch soll sie wenigstens bis Korogwe weitergeführt werden.

Die südliche Grenze bildet nach der Aufteilung der Nyassaländer von 1890 das schöne und fruchtbare Nordende des Nyassasees, sowie die nördliche Hälfte der Ostküste. Der Stützpunkt der deutschen Macht in diesem Gebiet ist die am Nordende des Sees an der Mündung des Rumbira gelegene Militärstation Langenburg, von wo die umliegenden Stämme im Schach gehalten werden. Nur im Hinterland herrschen noch die räuberischen Magwangwara, die eine Geißel für die anderen Volksstämme sind und das Land weithin verwüstet haben. Hoffentlich gelingt es der Kolonialverwaltung, sie wie die Wahehe zu unterwerfen und zur Ordnung zu bringen.

Weniger Fortschritte hat die wirtschaftliche Entwicklung von Britisch-Ostafrika gemacht. Um so energischer betreiben die Engländer den Bau der für die künftige Entwicklung Innerafrikas so wichtigen Uganda-Eisenbahn, die am 1. November bis Makindu, 383 Kilometer von Mombas entfernt, dem Verkehr übergeben war.

Redaktionsnotiz. Wir sind Herrn P. Steiner, Redaktor des „Evang. Missions-Magazins“, sowie der Verlagshandlung zu Dank verpflichtet für Ueberlassung des interessanten Aufsatzes „Chinesische Eigentümlichkeiten“. Auch sonst haben wir aus dieser reichhaltigen Monatsschrift Einiges geschöpft.